

Nr. 253. Bromberg, den 1. November 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

15. Kapitel.

Am anderen Morgen ist Susanne wach, bevor die Tochter ihrer Wirtin an ihre Tür klopft. Sie muß sich besinnen, während sie sich im Bett hochsetzt, was am gestrigen Tag so neu und einschneidend gewesen ist und vom Schlaf nun wieder verwischt wurde.

Als es ihr einfällt, schüttelt sie den Kopf und sitzt lächelnd eine Weile im Bett. Nichts ist neu und anders geworden, es sei denn der Verlust ihrer Freunde Vera und Jo. Diese beiden haben sie verlassen. Es wird ihre Sache sein, wenn sie ihnen wieder begegnen will.

Sie läutet, und das junge Mädchen bringt ihr den Kaffee. Sie frühstückt gemächlich. Vor neun ist niemand bei Dr. Merow. Vor neun wollte sie packen . . .

Sie kritisiert sich selbst noch einmal mit gutmütigem Kopfschütteln und rührt sich nicht aus ihrem Lehnstuhl.

Fünf Minuten nach neun geht sie hinunter zum nächsten Telephon. Fräulein Berthaus meldet sich. „Wollen Sie mich heute entschuldigen, Berthäuschen? Nein, ich bin nicht krank. Ich werde mich morgen persönlich rechtfertigen. Vielen Dank!"

Sie behält den Hörer in der Hand. Am Morgen sehen alle Dinger kühler und weniger phantastisch aus und man nimmt sie weniger kritiklos entgegen. Sie ruft die Hamburg—Amerika-Linie an.

„Wollen Sie mir bitte bestätigen, ob Fräulein Vera Bach mit der „Galizia" gestern nachmittag ausgefahren ist nach La Guayra? — Ich werde warten."

Nach geraumer Zeit bekommt sie die Antwort, daß diese Dame nicht an Bord der „Galizia" ist. So hat Vera eine kleine Schreckenskomödie für Jo inszeniert? Es sieht ihr zwar nicht ähnlich, ist aber aus ihrer Verzweiflung vielleicht erklärbar. Und Jo fährt nach Cherbourg auf ein Schiff, das Vera nicht an Bord hat?

Die Verbindung ist längst unterbrochen, da ruft sie noch einmal dieselbe Nummer in den Trichter. Diesesmal fragt sie nach Frau Vera Kohlschreiber. Sie horcht aufgeregt. Es dauert wieder lange, ehe sie Antwort bekommt. Ein gerührtes Lächeln geht über ihr Gesicht. Vera Kohlschreiber ist an Bord.

Kleine Vera. Einmal hat sie den Kopf hochtragen wollen, den sie immer unter tausend Rücksichten ducken mußte.

„Sind Sie noch am Apparat? Kann ich bei Ihnen auch Plätze buchen? — Ja, eine Kabine erster Kajüte ab Cherbourg, bis La Guayra, jawohl. Ein Bett. Ich komme in einer halben Stunde zu Ihnen. Halten Sie bitte den Platz für mich frei. Danke!"

Um elf wandert sie vor dem Alsterpavillon hin und her.

Fünf Minuten nach elf kommt Jo über die Straße gestürmt. „Ich habe einen mit Ehren beladenen Abgang bekommen, Susanne. Erstaunlich, wie? Ich bin ganz aus dem Geleise. Komisch, daß man eine Arbeit, die man verachtete, anständig erledigt haben soll. Aber hier steht es."

Er zeigt kindisch auf das frisch unterschriebene Schriftstück. Susanne nimmt es ihm sehr ernsthaft aus der Hand. „Es ist mir nicht ganz gleichgültig, wenn ich mit Ihnen arbeiten will", sagt sie.

Jo betrachtet ihre Züge, während sie aufmerksam und lange liest. Schon gestern war sie ihm eine neue Susanne. Die dritte, die er kennenlernt. Welche ist die echte? Die launenhafte Prinzessin oder das junge, um die Rätsel des Lebens sich quälende Mädchen, oder diese zielsichere, unfraglich zum Herrschen geborene Frau?

„Schön, Jo. Gibt Ihnen das nicht sehr viel Unternehmungslust?"

Sie sieht amüsiert, wie sein ernstes Gesicht sich wieder einmal in zwei ungleiche Hälften teilt, eine spöttelnde und eine kindlich bejahende: „Ja, teuerste Herrin. Es ist zweischneidig für einen Poeten, wenn man ihm kaltblütige, rechnerische Fähigkeiten bestätigt. Umsicht, Susanne! — Ich glaube, dieses Dokument gibt meinen apollinischen Träumen den Todesstoß. Allright! — Vielleicht wissen die Leute es besser als man selbst! Das kommt vor!"

Wie befreit er lacht! Hat nur dieses achtungsvolltrockene Zeugnis gefehlt, um ihm seinen ohnmächtigen Haß für das System dieses ganzen Wirtschaftslebens zu nehmen?

„Alles in allem: gratuliere, Jo. Es freut mich auch für Frau Kohlschreiber."

Jo blinzelt. Hinter seiner Grimasse steckt mehr als Verlegenheit. Aber Susanne übersieht, was sie nicht sehen will.

Sie gehen rasch nebeneinander über den Jungfernstieg. An der verhängnisvollen Treppe, die oben bei dem goldenen Wort Giro mündet, halten sie.

Als sie nach zehn Minuten die Stufen wieder herunterkommen, hat Susarne fünf Tausendmarkscheine in ihrer Handtasche. Nicht für mich, denkt sie, während sie die Tasche fest zwischen Arm und Rippen klemmt. Dieser Gedanke kommt immer wieder, während sie plaudern, und macht sie von Minute zu Minute glücklicher und freier.

Sie plaudern auf dem kurzen Weg zur Hamburg-Amerika-Linie wie man plaudert, wenn man etwas ganz Wichtiges, Großes mit sich herumträgt und es nicht im Gewühl der Menge profanieren will. Sie sprechen vom Wetter, das Vera in der Nordsee gehabt haben wird, von den Häfen, die die „Galizia" anläuft, von der Überfahrtszeit und von Caracas.

Jos Backenknochen färben sich dunkler, je mehr sie sich der Glastür zur Passage-Abteilung der Hapag nähern. Susanne geht fest und ruhig voran. Sie hat sofort das Schild Süd-Amerika gefunden.

„Ich telephonierte vor einer guten halben Stunde mit Ihnen und belegte eine Kabine auf der „Galizia" ab Cherbourg. Eine Kabine erster Kajüte, jawohl!"

Sie lächelt Jo von der Seite an. Begreift er noch nicht? Nur die Umgebung scheint ihn zu hindern, mit tausend Fragen über sie herzufallen.

„Gehen Sie doch inzwischen zur Auskunft, Jo, und kontrollieren Sie die Züge. — Ja, ich möchte sofort bezahlen." Sie tippt gegen seinen Arm. Da geht er stumm hinüber. Er braucht nicht danebenzustehen, wenn sie sein Billett bezahlt.

Draußen in der Halle stehen breite Ledersofas. Als er suchend zu ihr herauskommt, winkt sie ihm. Er setzt sich neben sie. Niemand außer einem Portier ist in der weiten Halle.

„Sie wundern sich, Jo? — Sie hätten sich gestern weit mehr wundern müssen, wenn Sie zum Wundern nicht schon zu abgekämpft gewesen wären

Wissen Sie noch, daß Sie mich einmal fragten, wie lange ich schon Geduld und Ausdauer gezeigt habe? Der Vergleich, den Sie mit Ihrer eigenen Person zogen, spielte zwischen zehn Jahren und einigen Monaten.

Drei Monate bin ich bei Dr. Merow. Ich bin in dieser Nacht zu der Ansicht gekommen, daß drei Monate nicht genügen, um den Beweis zu liefern, den ich liefern will. Ich will ja nicht gerade sagen, daß ich mir zehn Jahre vorgenommen habe im weißen Kittel. Aber wenigstens eins, Jo. Ein Jahr ist ein landläufiger Termin. Den möchte ich einhalten."

Sie wartet. Er hat wie ein großes Kind sich über die Augen gestrichen, als wäre dort wieder ein Traum. Er findet keine Entgegnung.

Sie spricht weiter, überredend und ruhig, als habe sie wirklich ein Kind vor sich: „Ich muß auch ein Zeugnis haben. Es wird nicht so umfassend sein wie das Ihrige, aber es soll wenigstens beglaubigen, daß ich mein Dienstjahr ausgehalten habe. — In einem Jahr können Sie sich genügend in dem fremden Land umsehen. Vorläufig kann ich Ihnen nur diese kleine Summe mitgeben. Ich kenne die Verhältnisse in Venezuela nicht. Aber ich werde mich orientieren. Das wird mir die Zeit vertreiben. Denn es wird oft langweilig für mich sein ohne euch. Ziemlich langweilig."

Jos Hand liegt jetzt auf ihren beiden Händen, die in ihrem Schoß sich etwas nervös bewegen.

„Wir werden einen Kontrakt miteinander machen, derart, daß Sie, falls die Verhältnisse dort uns nicht anders belehren, ein Gehalt von tausend Mark im Monat von mir bekommen. In dem halben Jahr, das ungefähr darüber hingeht, bis ich Ihnen folgen kann, werden Sie sich umsehen nach Möglichkeiten: Venezuela ist ein aufstrebendes Land. Man wird dort Eisenbahnen brauchen, vielleicht Bergwerke erschließen, Flugzeuglinien einrichten. Sie werden das Land studieren und mir berichten. Ich löse inzwischen einen Teil meines Geldes aus alten Verpflichtungen. Und im Herbst des nächsten Jahres komme ich nach. — Ist dieser Plan richtig, Jo? Findet er Ihren Beifall? — Ich habe meinen Freund und Direktor dazu, daß er mir seinen Rat nicht vorenthält!"

Jo braucht Zeit, ehe er sprechen kann. Er will nicht neben dieser hellen, kühlen Stimme das Vibrieren seiner tiefen Erschütterung preisgeben. Aber sie will auch gar keine Antwort, ihre Fragen waren rhetorische Fragen, ein Spiel mit den eigenen vorwärts schießenden Gedanken.

„Ich werde jeden Monat einmal bei dem guten alten Dr. Merow eingeladen werden und jede Woche in dem versunkenen Veneta der Berthaus meinen Kaffee trinken. Ich werde wieder spanische Stunden nehmen und die Geschichte Südamerikas studieren, während Sie mit Vera das Paradiso für mich suchen.

Ich will pflanzen, bauen, schaffen dort: das wird meine Sehnsucht im nächsten Jahr sein. Ich habe jetzt eine Sehnsucht, Jo. Von der werde ich leben. Es ist ganz leicht, wenn man seine Sehnsucht hat!"

Er hat noch immer ihre Hände nicht losgelassen. „Vom Schlepper zum Aufbauenden, vom ewig Hungernden zum Überfluß von Tat und Entschluß. Was Sie schaffen, ist eine ganz große Dichtung, Susanne. Ach, Worte! — Ich will nicht nach Worten suchen. Danken kann man hier nicht . . ."

„Brauchen Sie auch gar nicht. Sie haben mir einmal auf den Treppen von Blankenese Ihr letztes Geld angeboten, als ich in Verlegenheit war, — ich habe es nicht vergessen —"

„Diese Lappalie, Susanne!"

„Für mich war es keine Lappalie! Es war ein Dach über dem Kopf und tägliches Mittagessen und ruhige Nächte: ein Vermögen!"

„Wir hatten es übrig, wie können Sie das damit vergleichen, was Sie jetzt tun!"

„Habe ich es etwa nicht übrig? — Sie wissen nicht, Jo, daß ich von meinem Vater sechs Millionen erbe. — Ich trage nur eine ideelle Schuld an Sie ab. Bitte fassen Sie es so auf. Wollen Sie?"

Er beugt sich über ihre Hände. Zum erstenmal küßt er ohne inneres Sträuben gebende Hände.

Susanne lacht etwas gewaltsam. „Gleich als wir uns kennenlernten, rannten Sie mich über den Haufen, in Veilchenbrunnen. Sie haben mich gründlich aus der Bahn geworfen, Jo."

„Ich? — das war ich nicht."

„O ja, Sie waren es. Sie und Vera. — Aber jetzt wollen wir frühstücken."

Sie gehen zu Jalant, und Susanne erzählt, daß sie hier zu essen pflegte, während sie noch bei C. F. Petersen am Zollkanal Stenotypistin war. „Bei Jalant, Jo, mußte ich absolut essen. Etwas Großartigeres als diese Börsianer-Futterkrippe konnte ich nicht finden. Heute sitze ich nach geraumer Zeit zum erstenmal wieder hier. Geschäftsunkosten fallen unter Venezuela. — Denn ich will mit meinen hundertachtzig Mark auskommen."

Sie beugt sich vor und sieht ihm dringlich in die Augen. „Und wenn Vera einen Kontrakt brechen muß, so brechen Sie ihn für sie. Sie soll nicht wieder ein Doppelleben führen, eines im Kontor und eines als Hausfrau ohne Reich. — Glauben Sie heute daran, daß wir jung sind und daß alle Wunder des Lebens noch vor uns liegen? Bis jetzt glaubten Sie es mir nicht."

„Jetzt glaube ich alles, Susanne."

Er sieht in tiefem Traum mit einem glücklichen, lebenshungrigen Blick in eine neue Ferne.

Auch Susanne versinkt in Schweigen. Martin Irgang hat sie einmal eine Geschäftsfrau genannt, er fand wohl Eigenschaften in ihr, die ihm fehlten. Heute will sie, daß seine Behauptung richtig war. Dann wird sie eine jener Frauen werden, die sich herausheben aus den Tausenden, denen ein stilles, von Liebe erwärmtes Weiberschicksal genug ist. Sie wird Herrin sein, wie Jo sie schon heute nennt. Das Wort hat viele Deutungen: es schließt Macht in sich, aber ebenso viel Pflicht und Verantwortung. Sie wird Menschen für sich arbeiten lassen. Und weil sie vorher selbst für andere arbeitete, wird sie beurteilen können, was sie von ihnen verlangen kann. Glücksmöglichkeiten wird sie in ihrer Hand tragen. Ihr wird es gegeben sein, ob sich Menschen in Abhängigkeit von ihr glücklich fühlen oder ob sie knirschen unter Zwang und Ausnutzung.

„Venezuela. Seit gestern ist dieser neue Klang in meinem Leben. Er wird mir vertraut werden. Vielleicht für immer meine Heimat, die ich mir verdienen will durch Arbeit.

Ich bin ein glücklicher Mensch, Jochanaan."

Sie sieht ihm mit ihren leuchtenden Blicken voll in die Augen. „Good luck, Direktor! Grüßen Sie Vera! Jetzt trenne ich mich von Ihnen. Es liegt nicht in meiner Natur, einem fahrenden Zug nachzusehen! Kommen Sie gut hinüber in unser Paradiso!"

Johannes Kohlschreiber begegnet mit seinem Glas dem ihren. Sein Herz weitet sich in heißem und süßem Erschrecken. Er weiß, warum sie hier, zwischen vollbesetzten Gasthaustischen, von ihm Abschied nimmt. Zum letztenmal streift ihn der jubelnde, heiße Klang ihrer und seiner Leidenschaft. Er bezwingt ihn, schleudert ihn hinauf in eine ganz unbekannte, flammende Begeisterung.

„Sie werden Männer finden, die sich für Sie zerreißen lassen, Salomé", sagt er mit tiefer Überzeugung.

„Hoffen wir es, Jo. Denn auch das dürfte zu meinen allerneusten Erfahrungen zählen. Und das Neue ist es ja, was ich suche!"

Damit lehnt sie sich in ihrem Stuhl zurück, winkt mit den Augen einem vorübereilenden Kellner und macht so dieser letzten Stunde ein leichtes und unbeschwertes Ende.

—: Ende. :—

Allerheiligen in Griechenland.

Von Richard Busch-Zantner.

Die griechisch-orthodoxe Kirche hat die Gewohnheit, das Allerseelenfest zweimal im Jahre zu feiern, im Frühjahr und im Spätherbst. In Ost- und Südosteuropa ist ja durch das Eigenartige der byzantinischen Religion die Verbundenheit der Toten mit den Lebenden — oder umgekehrt, wie man will — besonders eng. Am Peloponnes z. B. singt bei der Landbevölkerung die Witwe jeden Tag um die Sterbestunde des Gatten jahrelang ihr festgesetztes Klagelied. Man nimmt an, daß die Verstorbenen nicht nur als geistige Wesen weiterleben, sondern ein vollkommen materielles Dasein führen, und dieser Aberglaube wird keineswegs von der Geistlichkeit bekämpft, sondern von den Popen sogar mit kirchlichem Zeremoniell umgeben. Jeder Tote bekommt in Bulgarien deshalb einen Regenschirm, ein Paar Schuhe und etwas Bargeld mit in den Sarg, damit er ungefährdet die Reise nach dem Jenseits antreten könne, die man auf etwa acht Tage veranschlagt. Während dieser Zeit werden ihm täglich Wasser und gekochter Reis als Wegzehrung auf das Grab gestellt.

Ähnlich ist die Feier des Allerseelentages in Griechenland und auch — mit kleinen Abwandlungen — in den übrigen Ländern griechischen Bekenntnisses.

Am Vorabend versammeln sich die Frauen der einzelnen Familien, vollkommen schwarz gekleidet, in der Kirche zum Gottesdienst. Jede bringt gezuckerten Maiskuchen, Wein und Kerzen mit. In der Kirche werden dann die Gaben auf großen Tischen aufgestellt bezw. in große, bereit stehende Fässer geschüttet, wovon der Geistliche den der Kirche gewissermaßen als Zehent zustehenden Teil in Empfang nimmt, während der Rest seinen Segen erhält und wieder nach Hause getragen wird.

Am anderen Tage trifft man sich in aller Frühe wiederum in der Kirche, beschenkt sich gegenseitig mit den tags zuvor geheiligten Maiskuchen, tauscht Wünsche und fromme Redensarten aus, und so übt jeder für sich das Gottesgebot der Wohltätigkeit, ohne dabei selbst leer auszugehen. Denn durch den Kreislauf des Schenkens kehrt schließlich jeder gegen Mittag mit einem Reiskuchen zu seinen häuslichen Penaten zurück, ganz so wie er am Morgen ausgezogen. Für die Armen, die mit ausgebreiteten Tüchern betend vor der Kirchentür kauern, fällt natürlich auch ein Teil ab.

Zum Mittagessen geht die gesamte Familie auf den Friedhof. An der Familiengrabstätte wird ein Tisch aufgestellt und mit sauberem Weiß überzogen, wobei man neben den Gedecken für die anwesenden Familienmitglieder auch solche für die verstorbenen Angehörigen bereitstellt. Wenn die Lebenden sich gesättigt haben, werden von der Straße einige Arme und Bettler hereingeholt, welche die für die Toten bestimmte Mahlzeit als Gnadengeschenk bekommen und an Ort und Stelle gleich verzehren.

Wanderer zwischen Traum und Leben.

Skizze von Walther Heuer.

Der Dichter mag Qualen der Seele ersinnen und Buchstaben malen, rot wie Blut: Keine Tragödie ist bitterer als die, welche das Leben selber schreibt:

Jener Operntenor, dessen Geschichte man sich heute noch an Hamburger Künstlerstammtischen erzählt, war vom Schicksal zwiefach bedacht: es hatte ihn mit einer herrlichen Stimme gesegnet und ihn mit einem krankhaften Stolz belastet. Wäre er mit Glücksgütern ausgestattet gewesen, hätte er sich bei seinen künstlerischen Qualitäten den menschlichen Luxus einer kleinen Empfindsamkeit leisten können. So aber hinterließen ihm seine Eltern nur ein kleines Vermögen, das es ihm gerade gestattete, seine Stimme ausbilden zu lassen. Zwar wußte er, daß es irgendwo in der Welt einen reichen Onkel gab, dessen Geld ihm als dem Letzten seines Namens einmal zufallen würde; aber er hatte von diesem Verwandten, dessen Anschrift er nicht einmal kannte, nur eine höchst ungewisse Vorstellung.

Er war fleißig und machte Karriere. Sein Weg führte ihn über mehrere gute Bühnen, und der Glanz seiner Stimme ging wie ein strahlender Stern höher und höher am Himmel auf. Man jubelte ihm zu, die Frauen vergötterten ihn, konjunkturwitternde Agenten machten ihm Angebote, er lebte die sieghaft-glücklichen Tage des erfolgreichen Tenors und ging — darüber herrschten kaum Zweifel — einer leuchtenden, ruhmgesegneten Zukunft entgegen.

Aber seine Empfindsamkeit! Sein Stolz!

Eines Tages war Tannhäuserprobe. Der Intendant führte Regie. Der Tenor markierte nur, um seine Stimme für die Aufführung zu schonen. Der Kapellmeister forderte ihn auf, mehr zu geben. Der Sänger weigerte sich und markierte weiter. Aus irgend einer Verstimmung heraus war der Intendant mit dem Kapellmeister der Meinung, es liege eine Schikane vor. Der Widerspenstige erhielt, zum ersten Mal in seinem Leben, einen Strafzettel diktiert. Der versetzte seinem Stolz einen bedenklichen Stoß. Er bildete sich ein, man mißgönne ihm seine Erfolge, man wolle ihn von seiner Höhe hinabstoßen; und unter fiebernden Schmerzen beschloß er, seinen Widersachern zuvorzukommen: Er versäumte die Generalprobe und blieb auch der Aufführung fern, ohne Erklärung, ohne Entschuldigung. Und da er weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen war, im Theaterbureau zu erscheinen, wurde er fristlos entlassen.

Obwohl nun durch eigenes Verschulden engagementlos, war er doch überzeugt, daß ihm Unrecht geschehen. In tiefer Seele aufgewühlt, nach außen ernst, abweisend, düster, so ging er durch die Tage, ohne an anderes zu denken als an seine „Schmach". Und des Nachts, da ihn der Schlummer floh, suchte er billige Zerstreuung.

Das ging so lange, bis die Not ihn zwang, sich nach einem neuen Engagement umzusehen. Er fuhr nach Berlin und besuchte seine Agenten. Aber die verhielten sich jetzt abweisend. Seelische Nöte im Verein mit den Ausschweifungen der Nächte hatten zwar nicht vermocht, seine Stimme zu zerstören, aber der sieghafte Glanz, der unbeschreibliche Schmelz, der seine Hörer einst berauscht hatte, war dahin. Man riet ihm, sich auszuruhen. Er tat das Gegenteil, er trank, er rauchte und dachte nicht an Schonung.

Einmal, in einem wüsten Hafenlokal, überkam ihn die Erinnerung an jene verhängnisvolle Probe, die der Anfang seines Elends gewesen war. Er sah das Orchester, er sah im verdunkelten Zuschauerraum die erwartungsvolle Menge. Da erlosch vor seinen Augen die traurige Gegenwart ringsum, glanzvoll stieg die Vergangenheit vor ihm auf, und er begann zu singen. Leise erst und zaghaft, aber in reinem, wundervoll schwebendem Piano, dann lauter, hinreißender, dramatischer, mit dem Glanz von früher, mit der alten strahlenden Schönheit: So sang er Tannhäusers Rom-Erzählung.

Dirnen und Seeleute in der Kneipe vergaßen ihre Trunkenheit und lauschten ergriffen. Von draußen drängte Volk herein, das blieb gebannt am Eingang stehen. Immer größer ward die Zahl der Lauscher, immer machtvoller der dramatische Gesang. Es war, als versinke die elende, düstere Hafenschenke, als stiege an ihrer Stelle die Bühne empor mit der Heiligkeit und dem tiefen Glühen der Andacht. Der merkwürdige Mensch auf den Knien schrie ja nicht allein die Not des Minnesängers zum Himmel, er rang mit der Inbrunst einer tief erschütterten Seele um seine eigne Not, um die menschliche Not des Künstlers und Menschen.

Als er geendet im schluchzenden, wehmut-durchzitterten Finale, stieg nach einer Pause unsagbarer Ergriffenheit wie ein Orkan der Beifall auf, pflanzte sich fort durch die niedere Tür der Schenke auf die Straße und auf den Hafen. Hunderte drängten herzu, um den Sänger zu sehen, jeder wollte ihm danken auf seine Art. Aber wie man kam, um mit ihm anzustoßen, wich die Begeisterung tiefem Erschrecken: Er war zusammengesunken und lag besinnungslos am Boden.

In einem Sanatorium kam er zu sich. Der Arzt stellte Gehirnhautentzündung fest. Viele Monate lag er in wilden Phantasien und rang mit dem Tode. Als man ihn, notdürftig geheilt, entließ, war nicht nur alles Erinnern an früher ausgelöscht, sein müder Geist vermochte auch die Gegenwart nicht mehr zu erfassen. Er war wie ein Wanderer zwischen Leben und Traum.

Man sollte meinen, daß das Schicksal es damit hätte genug sein lassen. Aber es ist oft unbarmherziger als ein Raubtier. Es tötete sein Opfer stückweise, Glied um Glied.

Der aufopfernden Pflege eines Freundes war es einigermaßen gelungen, den Zusammengebrochenen dem Leben wiederzugeben. Um ihn vollends zu heilen, hätte es freilich einiger

Mittel bedurft, und die standen auch dem Freunde nicht zur Verfügung.

Da schien es, als ob das Glück dem Sänger noch einmal lächelte. Kein Mensch kann sagen, wie es zuging: Aber eines Tages erhielt er von einer guten Bühne die Aufforderung, den Troubadour zu singen. In freudiger Erregung sagte er zu, obwohl er die Partie seit drei Jahren nicht gesehen hatte. Er trug auch kein Bedenken, als man ihm bedeutete, die Aufführung müsse binnen drei Tage „stehen“. Er aß nicht, er trank nicht, er schlief nicht; er arbeitete Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, ohne Atempause.

Aber als er in der Garderobe saß und sich schminkte, kroch auf einmal aus dem düstersten Winkel seines Herzens — die Angst. Die zerrte seinen triumphierenden Geist zur Erde, duckte die himmelhoch jauchzende Seele und legte sich würgend auf die Stimme. War es nicht Vermessenheit gewesen, die Partie zu übernehmen? War es nicht Herausforderung, sich in seinem Zustand der Bühne preiszugeben, die ihn drei Jahre in dem engen Käfig zwischen Traum und Leben gehetzt hatte wie ein blödes Tier? Er sah sich plötzlich dicht vor einem Abgrunde stehen. Er fühlte, wie eine Hand sich um sein Genick krallte. Vor seinen Augen irrgeisterten feurige Lichter, und langsam schwand ihm der Boden. Sich mit der letzten Kraft emporreißend, schrie er noch, wie in unerwartetem Schmerz: „Wer schlägt mich auf den Kopf?“ — Dann sank er tot zusammen. Gehirnschlag. — — —

Man sollte meinen, daß das Schicksal wenigstens nun von ihm abgelassen hätte. Nein, es höhnte den Sänger noch im Grabe. Wenige Wochen nach seinem Tode starb in Illinois sein Onkel. Die Behörden forderten den Sänger als den letzten Namensträger durch die Zeitungen auf, sich zu melden und die ihm zugefallene Erbschaft anzutreten.

Treue.

Skizze von **Heinz Ludwig Raymann.**

Was kümmert es den Hund, ob sein Herr König oder Bettler, Sünder oder Geldbriefträger ist? Er kennt nur seinen Herrn und dessen Güte oder Grobheit. Nichts weiß der Hund von gesellschaftlicher Schichtung und großen Unterschieden der Menschen unter sich. Sein Herr ist eben sein König, und sei er auch Gepäckträger.

Daß es Hunden ganz gleich ist, wem sie ihre Treue schenken, bewies der Hund eines Verbrechers. Rex war ein schöner, großer, schwarzer Neufundländer, sein Herr ein oft vorbestrafter, notorischer Dieb. Doch davon wußte Rex nichts, und er liebte seinen Herrn, der meisterlich mit seinem Hund umzugehen verstand, über alles. Aber gerade die wenig sympathische „Berufseigenschaft“ seines Herrn machte den Hund in der ganzen Gegend berühmt.

Im Oktober vorigen Jahres hatte man den Dieb wieder einmal erwischt, und es waren ihm acht Monate aufgebrummt worden. Rex begleitete seinen Herrn bis ans Gefängnistor und schickte sich an, mit durch das hohe eiserne Tor zu schlüpfen. Doch die Wächter ließen ihn trotz allen Zuredens des Diebes und trotz allen Bellens des Hundes nicht mit hinein. Das Tor schlug laut hallend vor seiner Nase zu. Da setzte sich Rex vor das Tor und wartete auf seinen Herrn. Die Wächter beachteten ihn nicht.

Der Tag verging. Die Nacht. Am nächsten Tage saß der Hund noch an derselben Stelle. Nun wurden die Wächter aufmerksam. Sie suchten den Hund wegzulocken. Er hörte gar nicht hin. Schließlich wollten sie ihn wegjagen. Doch Rex erhob sich nur, um sich ein paar Schritte weiter wieder niederzulassen und unverwandt auf das Gefängnistor zu starren. Wenn sie ihm zu nahe kamen, fletschte er sein gefährlich blitzendes Gebiß.

So vergingen eine Woche, ein Monat. Das Laub fiel von den Bäumen. Es wurde kalt. Die Wächter, die sich längst, überwältigt von so viel Treue, mit dem Hund gut gestellt hatten, ließen ihn jetzt in kalten Nächten in die warme Wachstube, wo er schlief. Tagsüber unterbrach Rex ab und zu die Wache und holte sich irgendwo Futter. Auch das brauchte er bald nicht mehr. Das treue Warten des Hundes hatte sich bald in der Stadt herumgesprochen. Nun erschienen jeden Tag Leute mit Knochen, Fleischstücken, Wurstenden und allerlei Futter vor dem Gefängnistor, so daß es Rex nie an Futter mangelte. Stets gab es Neugierige, die den Hund betrachteten. Nur anrühren ließ er sich nicht.

Es wurde Frühjahr, und endlich kam der Tag, an dem sich das Gefängnistor für den Dieb öffnen sollte. Da dieser Tag in der Stadt bekannt worden war, versammelten sich zur Stunde der Freilassung viele Zuschauer vor dem Tor des Gefängnisses. Punkt 12 Uhr rasselten die Schlüssel, die Torflügel öffneten sich kreischend, und der Dieb trat ins Freie, überrascht auf die Menschenmenge blinzelnd. In diesem Augenblick stürzte sich Rex mit lautem Freudengebell auf seinen Herrn und sprang an ihm hoch. Der Dieb drückte seinen Hund fest an sich, der ihn wild beleckte und sein Freudengebell immer wieder erschallen ließ. Die Zuschauer brachen in Hochrufe aus.

Dann trat aus ihrer Mitte eine Abordnung auf den Dieb und seinen Hund zu. Ein würdiger Herr erklärte unter allgemeiner Stille, daß die vorbildliche, seltene Treue des Hundes geehrt werden müsse. Die tierliebenden Bürger der Stadt — Goshen im Staate Newyork — gestatteten sich, den treuen Hund auszuzeichnen. Nach diesen Worten überreichte der Herr dem Dieb ein schönes Halsband mit einer großen silbernen Plakette, das solle er seinem Hunde umhängen. Staunend schnallte dieser seinem Hund das Lederband mit der Silberplatte um. Auf der Plakette stand: „Der treue Freund eines Menschen.“

Einige Zeit später wurde der Dieb, der sich inzwischen durch diese Begebenheit von seinem unehrenhaften Handwerk abgewandt hatte und in einem Berufe etwas leistete, auf der Straße von einem Auto überfahren und vor den Augen seines Hundes getötet. Gräßlich klang das Schmerzgeheul des Tieres um seinen Herrn durch die Straßen. Allen Menschen, die es hörten, stockte der Atem. Man schaffte den Toten in seine Wohnung im dritten Stock eines Miethauses. Der Hund wich nicht von der Leiche seines Herrn. Er lag in seiner Ecke, winselte und fraß nicht. Seine Augen starrten glühend auf den Toten.

Nach dem Begräbnis blieb Rex noch zwei Tage in seiner Ecke liegen, ohne etwas zu fressen. Am dritten Tage stand er auf und lief bis in das fünfte Stockwerk des Hauses hinauf. Dort stand im Flur ein Fenster zur Straße hin offen. Der Hund nahm einen Anlauf und sprang hinaus. Er blieb zerschmettert auf dem Pflaster liegen. Auf seinem schwarzen Fell glänzte die Silberplakette mit der Inschrift: „Der treue Freund eines Menschen.“



Bunte Chronik



*** Hier wird Glück verkauft.** Im Zentrum von Paris, in der Nähe der großen Oper, wurde ein kleiner Laden aufgemacht, wo sozusagen das Glück en detail verkauft wird. Im Laden werden allerlei Talismane und Amulette aus Metall, Edelsteinen, kostbarem Holz und Emaille verkauft, Kleinigkeiten, die man als Medaillon oder Armbandanhängsel tragen kann. Abgesehen von exotischen Amuletten, die ihren Trägern das Glück verheißen, findet man im Geschäft auch allerhand Gebrauchsgegenstände im Miniaturzustand, wie z. B. kleine Tennisschläger, Golfstöcke, Schwimmgürtel, Kähne, Automobile, Motorräder, Jagdhunde usw., alles im kleinsten Format und mit ausgesprochener Glücksbedeutung. Leute, die vorurteilslos sind, können im Laden kleine Gold- und Emaille-Platten mit der ominösen Zahl 13 haben, oder einen kleinen schwarzen Kater aus Ebenholz und sonstige Gegenstände, die man sonst im Leben am liebsten meidet. Manche dieser Amulette sind richtige Kunstwerke, kleine mit Brillanten verzierte Flugzeuge werden gern von Piloten und deren Frauen gekauft. Mittelalterliche Helme und neuzeitliche Pilotenmützen selbstverständlich en miniature, schwarz emailliert oder aus Onyxstein sind so hübsch, daß die Pariserinnen diese kleinen Amulette gern an das Kleid heften, ganz gleich, ob sie diesen Talismanen die glückbringende Bedeutung zumuten oder nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.